

## Worauf dürfen wir stolz sein? Grundlagen einer Ethik der Selbstbilder

Ich bin stolz, zur größten Philosophiekonferenz in Deutschland eingeladen worden zu sein – aber darf ich das? Und wenn nicht, oder selbst wenn: Welche Reaktion wäre denn besser? Demut? Dankbarkeit? Oder am besten: Gar nicht darüber nachdenken, und endlich mit dem Vortrag beginnen.

### Historische Folie: Stolz als Problem

Stolz ist ein Thema von aktuellem Interesse, denn es bringt die in der Moderne immer virulenten Theorien des Selbst mit der aktuellen Debatte um die Theorie der Gefühle zusammen. Dabei gehört der Stolz zu den Gefühlen zweiter Ordnung, also wie Neid oder Scham und anders als Hunger oder Lust zu denjenigen Gefühlen, die notwendig eine Selbstreflexion einschließen (und damit auch notwendig einen kognitiven Aspekt haben). Auch die Psychologie hat neuerdings die „self-conscious emotions“ entdeckt<sup>1</sup>, was die Basis für ihre Erforschung im Rahmen einer philosophischen Moralpsychologie<sup>2</sup> verbreitert. Für mich persönlich ist das Thema Teil einer umfassenden Studie zur Rolle von Selbstbildern in der Ethik, die ich hoffe dieses Jahr als Habilitationsschrift vorlegen zu können.

Historisch gesehen ist Stolz ein christliches Problem, genauer: Stolz wurde erst im Christentum zu einem fundamentalen moralischen Problem. Zwar kennt auch das griechische Denken die Konzepte *hybris* und *chaunotes*<sup>3</sup>. Doch beide bleiben recht periphere ethische Einzelprobleme. Das liegt daran, daß z.B. die aristotelische Ethik eine politische Ethik ist, in der die Religion zwar ihren Platz hat, aber nur eine (und nicht die wichtigste) von vielen gesellschaftlichen Tätigkeiten darstellt.<sup>4</sup> Aristoteles kennt außerdem die Tugend der *megalopsychia*<sup>5</sup>, also das selbstbewußte und großgesinnte Auftreten des begüterten, ehren- und tugendhaften Menschen, der sich seines besonderen Wertes bewußt ist und dementsprechend handelt. Gemessen an diesem Ideal ist die ungebührliche Selbstüberschätzung (*chaunotes*) eine schlechte, aber keinesfalls zentrale verwerfliche Eigenschaft. Diese Einordnung des Stolzes stellt später die Integration von griechischer und christlicher Tugendlehren vor einige Probleme.<sup>6</sup> Denn die Demut gilt im Christentum als die Wurzel aller Tugend, denn „wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt; und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht“ (Mt 23:12).<sup>7</sup>

Es ist nicht schwer, die Geschichte vom Siegeszug der Demut als Verfall zu lesen und das christliche Ethos als Herrschaftsprinzip zu deuten: Entweder als subtile Machtausübung einer herrschenden Klasse oder, nach Nietzsche, als Teil einer Sklavenmoral, mit der die vielen Schwachen die wenigen Starken kleinhalten, indem sie deren Streben und Ehrgeiz mit einem schlechten Gewissen belegen. Angesichts dessen muß man sich durchaus darüber freuen, daß der Stolz in der Moderne wieder eine Renaissance erfährt. Deren Anfänge lassen sich bereits bei humanistischen Autoren feststellen, deren gesteigertes Interesse an der menschlichen Natur auch eine Neubewertung ihrer emotionalen Seiten mit sich bringt.<sup>8</sup> Später sind es dann Autoren wie Hume und Rousseau, welche den Stolz wieder zur Ehre bringen. Aber erst heutzutage scheint der Stolz den Schrecken der Sünde auf der ganzen Breite verloren zu haben, und wird in zunehmend detaillierter Weise in all seinen positiven Aspekten erforscht. Der sozialphilosophische Diskurs zu Selbstvertrauen und Selbstachtung (der nicht zuletzt auch den Gender-Studies einiges zu verdanken hat) gibt hiervon beredtes Zeugnis.<sup>9</sup>

Die Christen haben aber vielleicht in einem Punkt recht: Stolz schränkt das Spektrum unseres Handelns und Denkens ein und macht das Selbst potentiell instabil. Wer sein Wohlbefinden und Handeln an einem Selbstbild ausrichtet, begibt sich sozusagen in Gefahr. Wenn mein Glück davon abhängt, ein schneller Läufer, ein hübscher Mensch, oder ein

1 vgl. z.B. die Arbeiten von Jessica Tracy sowie J. P. Tangney und die dortige Literatur. Wesentlich für die deutsche Debatte sind die von Sabine Döring erarbeiteten Texte.

2 Der englische Terminus „moral psychology“ übersetzt sich nicht sehr günstig ins Deutsche, da wir unter „Moralpsychologie“ ein Teilgebiet der empirischen Psychologie verstehen. Es wäre aber nützlich, wenn es uns gelänge, auch hierzulande eine philosophische Disziplin zu benennen, die sich reflexiv mit moralischen Emotionen und Bewußtseinszuständen befaßt. Vielleicht käme dafür die Bezeichnung „Moralphänomenologie“ in Frage.

3 Zu ersterem vgl. besonders die Arbeiten von Nick Fisher, zu letzterem Aristoteles *Nikomachische Ethik* 1007b23-1008a3 und 1123a34-1125b26, sowie *Eudemische Ethik* 1232a19-1233a32.

4 Besten Dank für diese Präzisierung an Sabrina Ebbesmeyer.

5 Aristoteles: *Nikomachische Ethik* a.a.O.

6 Ich habe versucht das Thema genauer zu erörtern in „Why should the Great be Humble? Aquinas and Aristotle on Pride and Humility“, in: *ACTA - Proceedings of the Conference on Thomism and Asian Cultures*, Manila 2011.

7 vgl. auch „So jemand will der Erste sein, der soll der letzte sein von allen und aller Diener.“ (Mk 9:35) sowie die richtungsweisende Geschichte der Fußwaschung (Joh 13:4-17). Auch Augustinus stellt in *De Sancta Virginitate* XXXI fest: „Fast die ganze christliche Lehre besteht aus Demut“ und bereits in *Jesus Sirach* 13:15 wird der Stolz als die Wurzel aller Sünde bezeichnet. Das wiederum ist auch die gängigste Interpretation sowohl des Fehltritts von Adam und Eva als auch des Abfalls Luzifers von Gott (vgl. Augustinus: *De Civitate Dei*, IX, 11-15).

8 vgl. Sabrina Ebbesmeyer: „Passions for this Life“, in: David A. Lines, Sabrina Ebbesmeyer (Hrsg.): *Rethinking Virtue, Reforming Society: New Directions in Renaissance Ethics, C. 1350-1600*. Brepols 2012

9 Stellvertretend möchte ich an dieser Stelle Kwame Appiahs Studie *The Honor Code: How Moral Revolutions Happen*, New York 2011, nennen, die Hinweise gibt, wie eine aufgeklärte ehrenbasierte Moral vielleicht aussehen könnte.

überlegen argumentierender Philosoph zu sein, dann kann es jederzeit passieren, daß dieses Selbstbild in Bedrängnis gerät, wenn man nämlich schnellere, hübschere oder intelligentere Menschen trifft. Im Zweifelsfall verbiegen dann manche lieber die Realität als ihre eigenen Identifikationen, was in einen Teufelskreis führt, in dem man sukzessive immer mehr Lügen vor sich selbst und anderen aufrecht erhalten muß, um die Achtung vor sich nicht zu verlieren<sup>10</sup>.

Aus dieser Problematik läßt sich aber auch der Schluß ableiten, daß Stolz nicht nur ein passives Gefühl ist, sondern motivieren kann und in dieser Eigenschaft manchmal auch als selbsterfüllende Prophezeiung (und daher positiv) wirkt: Wer sich für einen guten Zuhörer hält, bemüht sich, gut zuzuhören. Wer eine sehr gute Zensur bekommt, wird dadurch manchmal zu größerem Engagement animiert. Und wer sich für moralisch hält, versucht dann auch moralisch zu handeln. Auch viele Berufe, Ausbildungen und Ämter gehen mit dem Selbstbild einher, zu Urteilen, Entscheidungen oder der Verteidigung bestimmter Werte in entsprechenden Fragen und Themen besonders berufen zu sein, was dann im günstigeren Fall auch die eigene Tugendhaftigkeit stärkt. Im ungünstigen Fall allerdings führt das zu Dünkel und Arroganz. Selbst der akademische Bereich ist nicht ganz frei von solchen Dingen. Wo sich einer mit seiner These und Theorie identifiziert, ist der ideale und (selbst)kritische Diskurs nur sehr schwer zu erreichen, da jede sachliche Kritik immer gleichzeitig ad personam wirkt und entsprechend beantwortet wird: durch geschickte Rechthaberei, Apologetik oder wohllosierte Selbsttäuschung.

Es ist also leicht zu sehen, daß im Stolz viele ethische Probleme liegen. Die Frage, die ich mir dabei letztlich stelle, ist, ob wir eine Alternative haben. Kann man letztlich zu einer Einstellung gelangen, die sich gar nicht auf ein Selbstbild beruft, wie es manche Theorien andeuten?<sup>11</sup> Das ist die grundlegende These und Stoßrichtung meiner Auseinandersetzungen mit diesem Thema. In diesem Text will ich diese These auf eine bestimmte Frage zuspitzen, nämlich worauf man stolz sein soll. Dazu müssen wir zuerst klären, was Stolz eigentlich ist.

### **Systematik: Was ist Stolz?**

Ich will Stolz möglichst nahe an der Alltagssprache und möglichst breit als alle Arten von emotional-positiven Selbstevaluationen verstehen. Griffiger gesagt: Stolz ist Genuß angesichts der eigenen Eigenschaften. Dabei ist – anders als beim Begriff „Eitelkeit“ – der moralische Wert noch nicht entschieden. Außerdem kann Stolz sowohl passiv (als Gefühl) als auch aktiv (als Handlungsmotiv) betrachtet werden, wobei sich naturgemäß die meisten moralischen Probleme in letzterer Hinsicht ergeben.<sup>12</sup> Für die vorliegende Frage reicht aber die passive Lesart. Näherhin ist der Stolz durch folgende Charakteristica bestimmt:

a.) *Reflexivität.* Wie bereits eingangs erwähnt ist Stolz ein reflexives Gefühl. Stolz bezieht sich auf das eigene Selbst und dessen Eigenschaften bzw. Relationen. Dies unterscheidet ihn von allen Formen der Selbstliebe, sofern damit nichts anderes als Egoismus gemeint ist. Denn der Stolze hat Gefallen an sich selbst, der Egoist hat Gefallen an einer Sache. Zwar braucht auch der Egoist einen Begriff von sich selbst, um planvoll handeln zu können, aber sein Antrieb geht intentional nicht auf das Selbst, sondern eine vom Selbst verschiedene Sache. Der damit verbundene Genuß ist daher kein reflexiver, und somit vom Selbstbild unabhängig.

Wenn wir Selbstliebe als einen reflexiven Akt verstehen, dann ist sie ebenfalls nicht identisch mit Stolz. Selbstliebe bezeichnet eher eine Art des Wohlwollens gegenüber den eigenen Taten und Charakterzügen – eher die *Entscheidung* sie liebevoll anzunehmen und nicht einen sich einstellenden Genuß. Daher sollte die Selbstliebe psychisch genau die gegenteiligen Auswirkungen des Stolzes haben: Selbstliebe sollte den Druck verringern, anders sein zu müssen als man sich vorfindet. Stolz dagegen erhöht den Druck, ein einmal erreichtes Selbstbild aktiv zu erhalten.<sup>13</sup>

b.) *Ontologische Verpflichtungen.* Stolz setzt eine ganze Reihe ontologischer Verpflichtungen, also Existenzannahmen voraus: Einmal die Existenz eines Selbst, sowie einer (sozialen) Welt, in der es sich befindet und in der es eine bestimmte Eigenschaft hat, auf die man stolz ist. Stolz erkennt außerdem immer mindestens einen weiteren Gegenstand an: Entweder die Geltung eines Werts, insofern er die Eigenschaft, auf die er sich richtet (z.B. gutes Aussehen), universal als gut bestimmt, oder die Existenz (mindestens) einer Person, von der man sich bewundert glaubt.

Bei der dabei vollzogenen Konstitution des Selbst ist es weiterhin entscheidend, daß es eine zeitübergreifende Identität besitzt. Mag die Philosophie noch lange über die Möglichkeit personaler Identität streiten – ein stolzer Mensch muß sie für ausgemachte Sache halten. Denn es ist fast unmöglich, sich eine streng auf die Gegenwart bezogene Eigenschaft vorzustellen, die Gegenstand des Stolzes wäre. Für gewöhnlich ist man stolz auf Taten und Werke, die in der Vergangenheit liegen, oder Eigenschaften, die mir klar seit einem längeren Zeitraum zukommen und die ich zumindest teilweise rückblickend betrachte oder gar zeitlos meinem Wesen zuschreibe. Man kann daher auch sagen: Das Gefühl des Stolzes erzeugt einen konzeptionellen Überhang über die bloße Gegenwart hinaus. Es setzt immer eine entweder zeitlose oder persistierende Konzeption des Selbsts - quasi wie eine Disposition - die fortan in einzelnen Taten bestätigt oder diskreditiert werden kann.

---

10 Gabriele Taylor analysiert das sehr gut von einem tugendethischen Standpunkt in *Deadly Vices*, Oxford 2006. Dieses Werk stellt zusammen mit *Pride, Shame and Guilt*, Oxford 1985 eine der umfangreichsten aktuellen Auseinandersetzungen mit dem Stolz dar. Wichtig sind hier auch der Diskurs zur Selbsttäuschung im angelsächsischen Raum, sowie Stephen Darwalls Unterscheidung von Anerkennungsrespekt und Wertschätzungsrespekt, die sich in der Unterscheidung von Selbstvertrauen und Selbstachtung spiegelt (vgl. Michael Walzer: *der Gerechtigkeit*, Frankfurt a. M. 2006, S.388-398).

11 Ich denke da sowohl an universalistische Moraltheorien wie etwa Nagels Konzeption eines „View from Nowhere“ (die weiter unten im Text noch zur Sprache kommen) als auch Theorien der Selbstauflösung, wie in den Schriften der buddhistischen Philosophie, von denen ich leider nicht genug verstehe.

12 Zu diesem Punkt vgl. Gabriele Taylor: *Deadly Vices*, a.a.O., S.70.

13 Ich danke den Sektionsteilnehmern gerade an diesem Punkt für ihre hilfreichen Kommentare und Fragen.

c.) *Differentialität*. Stolz hat immer ein abgrenzendes Moment. Er entzündet sich an Eigenschaften, die nicht allen Subjekten gleichermaßen, sondern entweder nur mir selbst oder meiner Gruppe zukommen und anderen nicht. Es muß immer eine Alternative denkbar sein, die außerdem ausreichend konkret ist, sodaß man sich ihr gegenüber stolz fühlen kann (es ist sehr schwer auf sein Sein stolz zu sein). Stolz hat also immer ein kompetitives und abgrenzendes Element.<sup>14</sup>

d.) *Unbewußtheit*. Dieses Kriterium gilt nicht streng, aber Stolz ist im allgemeinen nichts Selbstbewußtes. Gerade das zeichnet ihn auch als Gefühl aus: Er ist nicht erst etwas, wenn er auf den Begriff gebracht ist, sondern kann ohne begriffliche Vermittlung im Bewußtsein wirken.<sup>15</sup> Wer stolz ist, ist intentional auf eine Sache in ihrer Zugehörigkeit zum eigenen Selbst gerichtet. Der stolze Bewußtseinszustand ist sich *in seinem Stolz* daher nicht selbst Gegenstand. Das erklärt auch, warum so vieles aus Stolz getan wird, selbst wenn es seiner Idee nach (wie z.B. im Fall der Moralität) gerade beanspruchen muß, nicht von Stolz motiviert zu sein.

e.) *Affirmation*. Aus dem bisher gesagten ergibt sich auch, daß Stolz im Bezug auf das weitere Verhalten einen stark affirmativen Zug hat. Er befestigt bestehende Urteile und verhindert gerade jeden liquideren Zustand des Geistes. Die obigen ontologischen Verpflichtungen werden dann zum Zwang. Wer sein Bild bestätigen muß, der ist gerade nicht mehr offen für die Sache selbst, sondern muß bemüht sein, sein Selbstbild zu verteidigen, manchmal auch zum Preis einer Selbsttäuschung.<sup>16</sup> Allein das zeigt, daß Stolz ethisch problematisch sein kann. Um so mehr muß man sich die Frage stellen, wann und wo Stolz angemessen ist.

### Worauf kann man stolz sein?

Die Frage, worauf man stolz sein kann, kann man sowohl deskriptiv als auch normativ verstehen. Deskriptiv verstanden geht es darum, worauf es überhaupt möglich ist, stolz zu sein. Das ist entweder eine Frage der Soziologie oder der Logik, d.h. entweder die Aufzählung typischer Gegenstände des Stolzes oder dessen begrifflicher Grundstrukturen (wie das Faktum, daß worauf immer ich stolz bin, es mit mir in besonderer Weise zu tun haben muß). In der normativen Bedeutung der Frage geht es darum, worauf wir *legitimerweise* stolz sein *dürfen* – oder gar *sollten*. Das ist z.B. gemeint, wenn manche ihre Kinder mit dem Satz „Darauf kannst du stolz sein“ zu mehr Selbstvertrauen animieren.

Ich will sozusagen deskriptiv beginnen und mich dann ins Normative weiterbewegen. Ich denke nicht, daß das ein naturalistischer Fehlschluß ist.<sup>17</sup> Solche Fehlschlüsse sind normalerweise konstruktiv: Man schließt von einem deskriptiven Faktum auf ein normatives. Hier gehe ich umgekehrt, d.h. destruktiv vor: Ich gehe von Gegenständen, auf welche die Menschen de facto stolz sind über zu dem, worauf sie nach reiflicher Überlegung stolz sein dürfen. Dies ist in Alltagsdiskursen über den Stolz die häufigste Stoßrichtung: Die Klasse der Gegenstände, auf die Menschen de facto stolz sind, läßt sich sukzessive durch Argumente verkleinern.

Dabei könnte es allerdings sein, daß am Ende gar kein legitimer Gegenstand des Stolzes übrig bleibt. Denn anhand der erarbeiteten Charakteristica müssen wir von der Prämisse ausgehen, daß wir stolz nur auf etwas sein können, das in besonderer Weise zum Selbst gehört. Wenn man aber zeigen kann, daß letztlich nur wenig, oder vielleicht nichts zu unserem Selbst gehört, dann muß auch der Stolz auf der Strecke bleiben, egal welcher normativen Begründung des Stolzes man anhängt.

### Alles

Also: Worauf kann man – deskriptiv – stolz sein? Gegenstand von Stolz kann alles sein, was das Selbstbild konstituieren kann. Das macht ihn kultur- und klassenrelativ. Unter Intellektuellen kann ich niemanden mit der Fähigkeit beeindrucken, drei Maß Bier ohne Abzusetzen zu trinken (und als Angehöriger der intellektuellen Klasse auch mich selbst nicht). Gewisse allgemeinere Konstanten scheinen allerdings kulturübergreifend verbreitet zu sein: Zwar ist es hoch variabel, was als schönes Äußeres gilt, aber ich habe noch von keiner Kultur gehört, die keinen positiven Begriff eines schönen Äußeren hat. Typische Gegenstände des Stolzes sind also physische Merkmale (Aussehen, sportliche Fähigkeiten), geistige Talente und Fähigkeiten, Herkunft und die Identifikation mit einer Gruppe, Besitz, Biographie und Erfahrungen (und dabei durchaus

---

14 Das bringt ihn in Verwandtschaft zum Selbstvertrauen (auch wenn es im Unterschied zu ihm immer handlungsanleitend ist), das anhand dieser Eigenschaft von der Selbstachtung unterschieden werden kann. Vgl. Michael Walzer: *Sphären der Gerechtigkeit*, a.a.O.

15 In der Terminologie von Sigmund Freud müßte man hier eigentlich von „vorbewußt“ sprechen. Das Vorbewußte zeichnet sich bei ihm dadurch aus, daß es in der Erinnerung bewußt gemacht werden kann, das Unbewußte dagegen niemals.

16 In Dantes *Divina Comedia* wird der Stolz durch das Tragen schwerer Lasten gesühnt (Dante Alighieri: *Divina Comedia*, Purgatorio, X). Schön wäre es, wenn man diese Strafe auch als Sinnbild der Unbeweglichkeit und Gehemmtheit des Stolzen lesen dürfte – an der ständigen Apologetik oder hochmütigen Selbstisolierung (vgl. Aurel Kolnai: *Ekel, Hochmut, Haß. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle*, Frankfurt 2007), die das krampfhaftes Festhalten am eingenommenen Selbstbild nach sich ziehen. Doch vermutlich geht es hier lediglich darum, die Stolzen zu beugen nachdem er sich zu weit aufgerichtet hatte.

17 Es gibt Ansätze, den Sein-Sollen-Fehlschluß nach Hume vom naturalistischen Fehlschluß nach Moore zu unterscheiden. Diese Unterscheidung spielt hier aber keine Rolle.

auch: Leiderfahrungen<sup>18</sup>), und natürlich Handlungen, entweder gesinnungs- oder erfolgsethisch bewertet – also entweder die Qualität der Entscheidung, nach gleich welcher Ethik, oder aber deren Resultat, bzw. das geschaffene Werk.

### Wesentliches

Nun ist es offensichtlich, daß nicht alle Gegenstände des Stolzes den gleichen Legitimitätsgrad besitzen, wenn wir nach Begründungen fragen. Ausgangspunkt bleibt dabei die Prämisse, daß das, worauf wir stolz sein können, zu uns gehören muß. Die erste Einschränkung, die sich daher machen läßt, ist, daß wir nur auf das stolz sein können, was wir uns wesentlich, in gewisser Weise eng mit uns verbunden und differentiell zuschreiben können. Ich kann nicht stolz sein auf den Glanz meiner Haare, wenn ich erkenne, daß der nur eine Frage der Beleuchtung ist. Und ich kann nur stolz auf meinen besonders charmanten Umgang mit einem Kater sein bis ich merke, daß das Tier unterschiedslos allen zuschnurrt, die das gleiche Aftershave benutzen.

Damit läßt sich auch erklären, warum geistige Eigenschaften eine so tragende Rolle für den Stolz spielen, denn es fällt den meisten leichter, sich eine körperliche als eine geistige Schwäche eingestehen. Geistige Eigenschaften besitzen, zumindest in westlichen Gesellschaften, eine stärkere Identifikationskraft als körperliche, denn man kann sie letztlich sehr viel schwerer vom Ich trennen als den Körper. Einen Körper mag man lediglich „haben“, die geistigen Eigenschaften dagegen *ist* man. Zwar muß man nicht so denken (es sind Gemeinschaften vorstellbar, in denen geistige Fähigkeiten suspekt sind und soziale Anerkennung allein durch Körperkraft oder Geschicklichkeit hergestellt wird), aber wo die Bevorzugung geistiger Talente vorhanden ist, läßt sich das so erklären. Und psychologische Studien weisen darauf hin, daß generell im Verlaufe eines Lebens eine Verschiebung des Stolzes von physischen zu psychischen Eigenschaften hin stattfindet.<sup>19</sup>

Was wir hieraus lernen können, ist: In dem Moment, wo wir eine Eigenschaft an uns für nebensächlich oder zufällig halten, verlieren wir die Möglichkeit, stolz auf sie zu sein. Außerdem sehen wir, wie wir durch das Einnehmen eines reflexiven Abstands Eigenschaften vom sich identifizierenden, handelnden Selbst zu einem bloßen Selbst-Objekt transferieren, das für uns Gegenstand des Denkens ist, aber nicht mehr das Handeln und Erleben konstituiert. Dies ist eine für das Thema ganz entscheidende Denkbewegung.

Der Rückzug auf das Wesentliche kann allerdings immer noch zweierlei bedeuten: Entweder läßt sich das Wesentliche auf das „zu mir gehören“ reduzieren. Damit hätten wir ein rein deskriptives, bzw. ontologisches Kriterium. Oder aber, es geht darum, mir das zuzuschreiben, für das ich auch verantwortlich bin (sozusagen eine ganz bescheidene Version von *causa sui*). Dies aber geht über das deskriptive Wesentlichkeitskriterium hinaus und hin zu einem normativen Verursacherprinzip. Und damit sind wir bei der verbreitetsten und in heutigen Gesellschaften argumentativ durchschlagendsten Begründung von Stolz.

### Das Leistungsprinzip

In zahllosen Diskussionen über den Stolz stellt das Leistungsprinzip ein Argument dar, das entweder zähneknirschend oder enthusiastisch, aber fast immer ohne Widerspruch akzeptiert wird. Daß man für diese oder jene Eigenschaft eigentlich nichts könne, wird immer schon als Hinweis verstanden, daß man dann auch nicht stolz darauf sein dürfe. Das Leistungsprinzip des Stolzes hat daher ein großes korrekatives Potential. Es ist in der Lage, jede Form von Nationalstolz in die Bredouille zu bringen, wie den Stolz auf adlige Herkunft, oder auch die unter Künstlern nicht unübliche Einstellung, mehr Stolz gegenüber dem eigenen Talent zu empfinden als gegenüber „bloß antrainierten“ Fähigkeiten.

Allerdings: Auch die Bindung von Stolz an das Leistungsprinzip ist geschichtlich bedingt. Jane Austens *Pride and Prejudice* spricht eine andere Sprache, und die heutigen Verkaufszahlen von Mercedes-Benz ebenso. Ist das Leistungsprinzip also auch kultur- und klassenrelativ? Für die universelle Geltung des Leistungskriteriums spricht, daß auch der Klassenchauvinismus oft mit geistigen Eigenschaften und damit Leistungsfähigkeit argumentiert, wenn er sich rechtfertigen muß. So geht Rassismus gewöhnlich mit der Idee einher, daß das eigene den anderen Völkern nach bestimmten Leistungsmaßstäben überlegen sei; und ähnliches mögen auch Aristokraten versucht haben, wenn sie sich rechtfertigen mußten. Ein expliziter Verweis auf die bloße Zufälligkeit der Herkunft schwächt zumindest die eine herausgehobene gesellschaftliche Position und die klassenbedingte Selbstachtung.

Ein zweites Argument könnte etwas sein, daß man „Argument der Einbahnstraße“ nennen könnte: Kann ich mir vorstellen mit der gleichen Plausibilität vom Leistungsprinzip zum Nobilitätsprinzip überzugehen? Eine Meinungsänderung vom Aristokratischen zum Meritokratischen erscheint viel zwingender als umgekehrt. Doch das mag vielleicht schon ein historisches Vorurteil meinerseits sein. Wenn es aber keines ist, besteht die Zugkraft des Übergangs in nur eine Richtung vielleicht darin, daß das Leistungsprinzip vielleicht *überhaupt* ein Argument bringt, wo vorher nur eine Kontingenz herrschte.

Für das Leistungsprinzip spricht auch, daß es nicht genuin in der Moderne erfunden worden ist. Bereits Epiktets *Handbüchlein der Moral* mahnt diesen selbstaufklärerischen Schritt an.<sup>20</sup> Und wenn man sagen kann, daß der Stoiker hier ebenfalls aufklärerisch tätig ist, relativiert das lediglich die streng lineare Geschichtlichkeit des Gedankens, nicht aber das Vorhandensein der Einbahnstraße: Daß der Verweis auf das Leistungsprinzip immer erst die Antwort auf eine Sittlichkeit ist, die aus verschiedenen kontingenten Eigenschaften ihren Stolz bezieht.

In jedem Fall ist zu erkennen: Das Leistungsprinzip des Stolzes ist zutiefst aufklärerisch. Es ist sozusagen *das einer liberalen Meritokratie korrespondierende subjektive Tugendprinzip*. Und es ist daher zumindest nicht weniger berechtigt als die Aufklärung selbst und bringt voraufklärerische Positionen in Erklärungsnot. Umgekehrt stellt sich aber die Frage, ob wir,

18 Das widerlegt im übrigen Humes Theorie des Stolzes, der belegen möchte, daß Stolz eine (reflexive) Folge des Angenehmen ist (*A Treatise of Human Nature*, Bd. II, Teil 1).

19 vgl. Jessica Tracy: „The Nature of Pride“, in: Jessica Tracy, R.W. Robins, J.P. Tangney: *The Self-Conscious Emotions. Theory and Research*. London 2007

20 Epiktet: *Handbüchlein der stoischen Moral*, Abschnitt VI.

wenn das Leistungsprinzip des Stolzes einmal argumentativ und gesellschaftlich erreicht ist, dabei stehen bleiben können.

### Probleme des Leistungsprinzips

Ich möchte an dieser Stelle nicht das Leistungsprinzip endgültig bestätigen oder verwerfen. Das würde eine längere und womöglich sogar transzendentalphilosophische Arbeit benötigen. Vielmehr will ich zeigen, welche Probleme sich stellen, wenn einmal geschichtlich und normativ der Übergang zum Leistungsprinzip vollzogen wurde.

Die Theorie des Stolzes hat an dieser Stelle eine eigentümliche Nähe zur Theorie des Privateigentums und teilt mit dieser bestimmte Schwierigkeiten. Gemeinsam haben beide Theorien, daß sie zur Legitimation oder Kritik vorhandener Identifikationsgewohnheiten formuliert werden. Vielleicht muß man Identifikationen mit Akten und Eigenschaften, wie sie der Stolz voraussetzt, sogar als eine Art Besitzergreifen ansehen. Der Übergang von traditions- und gewohnheitsbasierter Assoziation hier von Eigentum und dort von Eigenwert zu meritokratischen Standards ist in beiden Fällen eine Konsequenz der Aufklärung. Dementsprechend spielt bei beiden Diskursen auch ein Leistungsprinzip die tragende Rolle.<sup>21</sup> Es ist jeweils die Kritik naheliegend, daß die Identifikation des Subjekts mit etwas ihm Äußerlichen willkürlich sei, und somit rechtliche oder auch emotionale Ansprüche keine Basis haben. Analog zu „Eigentum ist Diebstahl“ könnte man dann auch sagen: „Aller Stolz ist eitel“. Es stellt sich also in beiden Fällen letztlich die Frage, ob überhaupt eine Assoziation stattfinden sollte, also ob es Eigentum überhaupt geben sollte, bzw. ob wir überhaupt aus einer Identifikation mit einem Selbstbild heraus handeln sollten.

Von hier aus können wir nun eine Kritik am Leistungsprinzip des Stolzes entwickeln. Kritisieren kann man entweder das Leistungsprinzip selbst, oder aber die Identifikation mit der eigenen Leistung in Zweifel ziehen. Ich will letzteres versuchen. Das kann entweder ontologisch oder naturalistisch geschehen. Beide Kritiken erkennen das Leistungsprinzip weiterhin an, treiben die Aufklärungsarbeit aber über die Grenze hinaus, bis zu der sie für gewöhnlich angewendet wird. Es gilt weiterhin, daß man nur auf das stolz sein darf, das man selbst verursacht hat. Aber es ist bei entsprechend radikaler Lesart zu befürchten, daß das für überraschend wenige Dinge - oder vielleicht sogar auf gar nichts - zutrifft.

Ontologisch stellt sich die Frage, ob sich das aktuelle Subjekt überhaupt mit vergangener Arbeit identifizieren darf – und welche Theorie des Selbst und seiner personalen Identität dabei vorausgesetzt wird. Das wird zweifellos verschärft, wenn man es mit generellen Zweifeln an einem über Zeit und Raum identischen und handlungsmäßig unabhängigen, monolithischen Selbst in Verbindung bringt, die in den letzten Jahrzehnten geäußert worden sind. Je mehr wir uns also postmodern von einer Idee des Selbst verabschieden, desto mehr auch von der Möglichkeit berechtigten Stolzes. Hier kommt der oben erwähnte konzeptionelle Überhang zum Tragen. Denn Stolz setzt, wie beschrieben, immer eine reiche Vorstellung des eigenen Selbsts voraus, die über das gegenwärtige Bewußtsein der Situation hinausgeht.

Die naturalistische Kritik könnte alle scheinbare Leistung auf kausale Zusammenhänge reduzieren. So kann man immer erkennen, daß auch die eigene Leistung mittelbar von den eigenen Chancen und Bildungsumständen abhängt, die selbst wiederum äußere, soziale Ursachen haben. Unsere angeborenen Talente hatten wir bereits als Gegenstand legitimen Stolzes ausgeschlossen. Doch auch unser Wissen sowie unsere habituellen Tugenden (Disziplin, Konzentration, Leistungswille) verdanken wir zu nicht unerheblichen Teilen heteronomen Bedingungen – unserer Erziehung, der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht, Gesellschaft oder Kultur, oder eben unserer genetischen Ausstattung. Überhaupt ist hier schwer zu sehen, warum genetisch bedingte Dispositionen anders als frühkindlich erworbene bewertet werden sollten. Und wenn diese nicht anders – wieso sollte man dann zu späterem Erlernen von Tugenden und Fähigkeiten eine Grenze ziehen?

### Der Aktualistische Imperativ

Natürlich kann man die kausal-erklärende Perspektive in vieler Hinsicht kritisieren – und ich kann hier nicht hoffen, dem ganzen Konvolut der Philosophie des Geistes Genüge zu tun. Oft ist die Motivation der Gegner solcher Darstellungen aber, eine genuin praktische Perspektive zuzulassen. Das Nagelsche Argument, daß ich mich gegenüber jeglichen noch so vollständigen Naturalisierung meiner bisherigen Entscheidungen wiederum als praktisches Subjekt verhalten kann<sup>22</sup> (und muß), ist auch vollkommen richtig. Das gilt allerdings immer nur für das *aktuelle* Selbst. In der Retrospektive auf die Vergangenheit läßt sich dagegen die *nachträgliche* Enteignung meiner Selbst von meinen Handlungen beliebig weit treiben. Das praktisch reflektierende Subjekt schrumpft dabei im selbstreflexiven Akt zu einem reinen Gegenwartswesen, einem identifikationslosen Punkt zusammen. Es trennt sich dabei vom Subjekt der vorherigen Entscheidungen und macht es zu seinem Objekt. Daß unsere praktische Perspektive die Vergangenheit nicht einschließen muß, merkt man daran, daß man sich jederzeit vorstellen kann, daß man nie wirklich in den Situationen war, an die man sich erinnert, sondern die Erinnerung nachträglich eingepflanzt bekommen habe. Mit dieser Einsicht aber eröffnet sich die Möglichkeit eines identifikationslosen Bewußtseinszustandes (der vielleicht nicht nur möglich ist, sondern letztlich in der Logik der Selbsterkenntnis liegt).

Eine solche rein auf die Gegenwart bezogene Haltung könnte man als „aktualistischen Imperativ“ charakterisieren, den man folgendermaßen formulieren könnte: *Handle stets so, als ob Du gerade jetzt und hier mit Deiner Vergangenheit erschaffen worden wärst.* Oder: *Handle stets so, als sei dies die erste Entscheidung Deines Lebens.* Eine aktualistische Perspektive bedeutet also, sich reflexiv vollständig von seiner eigenen Geschichte zu dissoziieren und zu ihr, ebenso wie zu allen aktuell vorhandenen Dispositionen eine Haltung einzunehmen, die sie zu meiner gegenwärtig zu treffenden Entscheidung in ein kontingentes Verhältnis setzen. Das würde genau die beschriebenen Einschränkungen und Zwänge durch Selbstbilder ausschließen und

21 Man denke z.B. an Lockes Eigentumstheorie im zweiten *Treatise of Government*.

22 Thomas Nagel: *Das letzte Wort*, Stuttgart 1997, Kapitel „Ethik“. Letztlich ist diese Denkfigur bekannt von G.E. Moores „Argument der offenen Frage“, Kapitel I, Abschnitt B 13 der *Principia Ethica*.

eine maximale Offenheit und Freiheit im Umgang mit neuen Situationen erlauben, da man durch die eigenen Identifikationen nicht mehr gehemmt oder gehindert wird.

### **Selbstauflösung und die Transformation von Stolz in Verantwortung**

Eine Einstellung, die alle Identifikationen eliminiert, und damit alle Vorkommnisse aus einer desengagierten Vogelperspektive bewertet, ist also vorstellbar. Eine solche Perspektive ist auch das wesentliche Kriterium einer moralischen Einstellung, sofern sie wie bei Kant und anderen einflußreichen moralphilosophischen Entwürfen<sup>23</sup>, wesentlich als universalistische Einstellung gedacht wird. Die Suche nach einer Auflösung des Selbst im Sinne einer Auflösung aller Identifikationen sollte also auch für die Moralphilosophie attraktiv sein. Wenn aber die eigenen Eigenschaften nicht als eigene Leistung gedacht werden sollen, dann stellt sich die Frage, wie man sich ihnen gegenüber verhalten soll.

Natürlich hören Erfahrungen und Handlungen auch in einer desengagierten Perspektive nicht auf, in einem gewissen Sinne Erfahrungen und Handlungen zu sein. Sie sind immer auf ein Subjekt hin zentriert, das einen zumindest transzendentalen Einheitspunkt für Denken und Handeln bildet. Die unmittelbar erlebten und unmittelbar anstoßbaren Ereignisse sind daher immer noch *für mich* und *von mir* erlebbar und anstoßbar. Wir können gar nicht anders als uns in dieser Position vorzufinden. Man gerät dadurch aber in die Verantwortung für genau diese Situation, diese Geschichte, diese Vergangenheit, da man gar nicht anders kann als für genau diesen Strang der Ereignisse eine weiterführende Entscheidung zu treffen.

Es gibt aber bei aller Unentkommbarkeit Unterschiede, wie wir uns in dieser Situation zu dieser Situation - nicht nur: verhalten, sondern: konzipieren können. In einer aktualistischen Perspektive, in der das Subjekt keine Identifikation mit irgendwelchen Vergangenheiten herstellt, steht es ganz nackt und eben sozusagen punktförmig<sup>24</sup> vor der Entscheidungssituation. Die phänomenologische Privilegiertheit unseres Zugangs zu bestimmten Erfahrungen und Entscheidungen widerspricht daher nicht der moralphilosophischen Universalität. Eine konsequente Verbindung der beiden müßte in einer Haltung bestehen, die einerseits das Gegebene vollständig annimmt, aber andererseits keine differentielle Identifikation dabei vornimmt.

Die bloße Dissoziation des Subjekts vom Gegebenen alleine ist allerdings noch kein moralischer Fortschritt. Eine Reflexionsbewegung, die alle Eigenschaften dem Ich als kontingent gegenüber stellt, ist vielmehr ebenso grundlegend für einen Nihilismus. Wenn eine aktualistische Perspektive auch eine moralische sein soll, dann muß die Freiheit gegenüber der Kontingenz der Vergangenheit ergänzt werden durch ein Gefühl der *moralischen* Verantwortung für dieselbe. Verantwortlich im nichtmoralischen Sinne sind wir ja automatisch, insofern wir gar nicht anders können als eine Situation zu beeinflussen. Aber Verantwortlichkeit als Pflicht, im Sinne einer Sorge um die Resultate statt einer Identifikation mit den Ursachen der Situation ist das noch nicht. Erst wenn diese dazukommt ersetzt eine universale praktische Vernunft die individuelle Perspektive. Und das geschieht im gleichen Maße wie es uns gelingt, Stolz durch ein Gefühl der Verantwortung zu ersetzen.

### **Schlußbemerkung**

Ich will nicht sagen, daß der aktualistische Imperativ geboten ist. Wenn überhaupt, dann ergibt er sich quasi natürlich: Falls wir soweit kommen einzusehen, daß es nichts gibt, mit dem wir uns legitim identifizieren können, können wir gar nicht anders denken als nach einer Einstellung, die in ihren Entscheidungen nicht von irgendwelchen Identifikationen abhängig ist. Aber wenn wir nicht soweit kommen, ergibt auch ein Imperativ keinen Sinn. Die imperativische Formulierung ist daher lediglich die Verallgemeinerung einer Einsicht und Umformung derselben in eine Maxime, die eine Reproduktion der Einsicht im Einzelfall unnötig macht (Vielleicht sind ja alle Imperative dieser Art).

Was aber durch diese mögliche Einstellung erzeugt wird, ist eine Transformation von Stolz in Verantwortung, oder wenn man lieber möchte: von einer differentiellen zu einer universalistischen Perspektive. Was vorher immanenter Teil des agierenden Selbst war, wird nun äußerer Gegenstand seiner Entscheidungen. Das punktförmige Selbst ist nicht mehr von Verlust oder Diskreditierung bedroht, aber nach wie vor von der Anwesenheit seiner Eigenschaften und Handlungssituationen gefordert. Der Unterschied der identikativen und der reflexiven Einstellung ist dabei einerseits ein ethischer, da sich die reflexive von der identikativen durch ihren universalistischen Charakter unterscheidet, und andererseits ein emotionaler: Die Einstellung der Verantwortung hat nicht den Charakter eines Genusses am eigenen Selbst, sondern den der Pflicht oder Sorge gegenüber dem Nicht-Selbst.

Wie gesagt: ich will hier nicht behaupten, daß eine derart selbstauflösende Einstellung gefordert ist. Ich hoffe mit der Stufenleiter der Gegenstände und Rechtfertigungen des Stolzes lediglich die möglichen Alternativen eingefangen zu haben, die sich im Bezug auf den Stolz ergeben. Außerdem erscheint es mir plausibel, daß Einstellungsveränderungen, wenn sie stattfinden, auf dieser Stufeneiter nur in absteigender Richtung sinnvoll sind. Ob nun in der Retrospektive die eigenen Handlungen notwendig zu einem lokalen Kausal determinismus zusammenschrumpfen müssen oder man bestimmte reine Entscheidungen für sich selbst reklamieren darf, muß dabei nicht entschieden sein. Doch solange wir überhaupt eine Rechtfertigung für unseren Stolz suchen, scheinen wir nur zwei Möglichkeiten zu haben: Entweder ein deutlich schmaleres Selbst, oder eine vollständige Auflösung desselben. Und deswegen ist die Frage nach dem Stolz eigentlich bis zum Schluß keine normative, sondern eine merkwürdige Mischung aus normativ und deskriptiv: Wenn es immer eine Frage der Einsicht ist, was wir uns sinnvoll zuschreiben *können*, dann ist die Frage eben *nicht mehr, ob man stolz sein darf, sondern ob man es noch kann*.

---

23 Ohne in die Tiefe zu gehen, seien hier Hares Universeller Präskriptivismus, Smiths unparteiischer Beobachter und Rawls' Schleier des Nichtwissens genannt.

24 Diesen Begriff, wie auch den der „Desengagiertheit“ übernehme ich von Charles Taylor (*Quellen des Selbst*, Frankfurt 1996).